Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 265. Bromberg, den 17. November 1931.

# Das doppelte Gesicht

Roman von Max Neal.



(8. Fortsetzung.) 

„Prinzessin . . ., ich weiß, was ich Ihnen und dem Herrn Herzog schuldig bin", entgegnete er, sich mit aller Kraft beherrschend.

Amalie Anna legte ihre Hand auf seinen Arm und lächelte: „Sprechen Sie nicht weiter, Joachim. Mir scheint, ich habe nicht die richtige Stunde gewählt, eine Aussprache herbeizuführen. Kommen Sie morgen nachmittag zu mir und nehmen Sie den Tee bei mir. Wollen Sie?"

„Danke gehorsamst, Prinzessin . . ., ich komme, und dann werde ich alles sagen, was mir so schwer auf dem Herzen liegt . . . offen und unumwunden. Und ich bitte heute schon, mir verzeihen zu wollen", antwortete der Rittmeister weich, fast wehmütig.

Er hätte vielleicht dieses Versprechen nicht gegeben, wenn er geahnt hätte, was ihm diese Ballnacht noch bringen würde. Später hat er noch manchmal an diese Unterredung gedacht und bereut, daß er der Prinzessin nicht sofort die ganze Wahrheit gesagt hat. Vielleicht wäre dann alles anders gekommen und ihm und Bettina viel Leid erspart worden.

Amalie klopfte spielerisch Erken mit dem Fächer auf die Brust. „Gut, Erken . . . also bis morgen!"

Sie nickte ihm zu und in ihre Augen kam ein feuchtes Schimmern.

Erken wollte sie begleiten, aber sie wehrte ab.

„Es ist besser so."

Raschen Schrittes verließ sie den Dianasaal.

Joachim preßte die Lippen aufeinander und sah ihr nach. „Mein Gott . . ., das habe ich nicht gewollt!" stieß er zwischen den Zähnen hervor.

Am Eingang erschien jetzt ein Diener und schaute sich suchend im Saal um. Als er Joachim von Erken bemerkte, ging er auf ihn zu.

„Herr Oberleutnant von Wasil erwartet den Herrn Rittmeister im Wintergarten", meldete er.

Erken fuhr aus seinem Sinnen auf. Er war jetzt mit einem Schlag ein anderer geworden. In sein Gesicht kehrte die Farbe zurück und in seine Züge kam etwas Entschlossenes, Hartes.

In dem hohen, glasüberdachten Wintergarten des Schlosses, in den man vom Ballsaal aus durch einige weitere Zimmer gelangte, stand vor dem kleinen Springbrunnen, auf dessen dünnem Wasserstahl eine Glaskugel tanzte, Oberleutnant Gregor von Wasil und blickte nachdenklich auf die im Wasserbecken herumschwimmenden Goldfische. Auf die mit feinem, gelben Sand bestreuten, schmalen Wege, zwischen buschigen Lorbeersträuchern und schlanken, großblätterigen Palmen, fielen die bunten Lichter der an den Bäumen aufgehängten Papierlaternen.

Es war still in dem mit warmer, schwüler Luft übersättigten Glashaus. Nur das feine Klingen der Wassertropfen im Springbrunnen war zu hören. Die Gäste fanden zu dieser Stunde nicht den Weg hierher. Sie krebsten lieber im Ballsaal um die Sonne der herzoglichen Gnade oder huldigten dem Tanz.

Oberleutnant Wasil sah immer noch dem Spiel der Goldfische zu. Nur ab und zu hob er den Kopf und blickte in Erwartung des Rittmeisters nach dem Eingang.

Wasil war etwas kleiner als Erken, auch um einige Jahre jünger, aber sehnig und schlank, der Typ des Reiteroffiziers. Die Züge seines rundlichen, hübschen Knabengesichts hatten etwas Entschiedenes, Zielbewußtes und in seinen Augen brannte das Feuer jugendlicher Begeisterung. Er trug die gleiche dunkle Uniform mit Silberverschnürung wie Joachim.

Jetzt knirschte der Sand unter den Schritten Erkens, der eilig auf Wasil zukam. Dieser ging Joachim entgegen und die beiden Männer schüttelten sich einen Augenblick schweigend die Hände. Dann sagte Wasil:

„Ich bin eben angekommen, habe mich zu Hause umgekleidet und kam hierher, um auch noch ein bißchen von eurem Festtrubel zu genießen."

Rittmeister von Erken zog die Brauen etwas zusammen.

Aber Gregor bemerkte es nicht. Er klopfte Joachim fröhlich lachend auf die Schulter, sah sich vorsichtig um, ob nicht etwa ein Lauscher in der Nähe war, dann meinte er mit gedämpfter Stimme: „Fürst Gorrokim war von deinen bisherigen Nachrichten hoch befriedigt. Junge, ich glaube, es harren deiner große Ehren, wenn wir wieder glücklich daheim in Rußland sind."

„Was macht der Fürst?"

„Mein Gott, er sitzt als einfacher Müller in seiner einsamen Mühle und vertreibt sich in Erwartung deiner Nachrichten die Langeweile mit Champagner," erwiderte der Oberleutnant schmunzelnd. „Für einen Fürsten spielt er übrigens seine Bauernrolle ganz famos. Er hat sogar die französischen Schnüffler getäuscht, die sich einmal in die Mühle verirrten."

Erken lächelte ein klein wenig aber sofort wurden seine Züge wieder ernst und streng. „Du mußt wieder zu ihm . . ., noch in dieser Nacht.'

Wasil machte ein enttäuschtes Gesicht. „Donnerwetter . . . wieder für zehn Stunden in den Sattel. Na, egal. Was ist es denn?"

Erken beugte sich ganz nahe an das Ohr seines Freundes und flüsterte: „Heute mußte ich in die Staatskanzlei ein geheimes Dokument des Herzogs bringen. Ich öffnete es vorher und ersetzte die Siegel wie gewöhnlich. Napoleon ist zum Krieg mit Rußland entschlossen."

„Wasil fuhr auf. „Alle Teufel!"

Erken legte rasch die Hand auf Wasils Mund und schaute besorgt nach allen Seiten. „Nicht so laut!"

Dann raunte er ihm zu, leichten Spott in der Stimme: „Das Herzogtum hat fünftausend Mann zu stellen und zwei Millionen rheinische Gulden zu zahlen."

„Napoleon versteht zu schröpfen, das muß ich sagen."

„Ja, sie alle seufzen unter seinem Joch. Jeder haßt ihn und jeder fürchtet ihn. Darum bin ich stolz, durch meine Tätigkeit an seinem Sturz mitarbeiten zu dürfen," ant-

wortete Erken mit überquellender Begeisterung. „Und jetzt, wo wir seine Pläne kennen, wird ihm Rußland schon den verdienten Empfang bereiten."

„Das hoffe ich," nickte Wasil zuversichtlich. „Und wenn man später von unserer Rolle hier an diesem Hof erfahren wird, dann wird der Herzog erkennen, daß wir die Befreiung vom Joch des Korsen mit vorbereitet haben.'

„Gewiß, und er wird verstehen, daß wir ihn täuschen mußten."

„Also Iwan..., du hast..."

Erken unterbrach ihn jäh: „Nenne mich nicht Iwan!"

Wasil schlug sich ärgerlich auf den Mund. „Pardon... Joachim. Du hast dem Vaterland einen unschätzbaren Dienst geleistet." Der junge Offizier ergriff beinahe etwas gerührt die Hand Joachims.

Dieser aber ließ den Kopf sinken und erwiderte gedrückt: „Ja, auf Kosten meiner Liebe... und meines ersehnten Glückes."

„Wieso?"

„Bettina ist die Braut des Herzogs." Und tiefe Traurigkeit beherrschte jetzt Erkens Gesicht.

Wasil blickte seinen Freund entgeistert an. „Was ist das? Bettina..., wie ist das möglich? So feiert also der Herzog heute mit der Komtesse von Hauenstein seine Verlobung?"

Joachim nickte.

„Aber so sind die Frauen... aus den Augen, aus dem Sinn," entfuhr es Gregor in großer Entrüstung.

Erken sagte, wie zu sich selbst als wollte er Bettina entschuldigen: „Sie dachte nicht mit Unrecht, ich hätte sie im Stich gelassen... ich käme nie wieder. Meine Mission zog sich länger hin als ich meinte und da... da hat sie..." Heiß stieg es in seinen Augen auf und die Kehle war wie zugeschnürt.

„Ja, wußtest du denn nicht, daß Bettina hier weilte? Du hättest sie doch verständigen können?'

„Ich hatte keine Ahnung davon. Ich erfuhr von ihrer Anwesenheit erst, als ich unerwartet mit ihr beim Herzog zusammentraf," gab Erken zurück. „Du kannst dir meine namenlose Überraschung denken. Sie hatte mich natürlich sofort erkannt."

„O weh... und du?" fragte etwas erschrocken Gregor.

„Was wollte ich machen? Ich stellte entschieden in Abrede, daß ich Iwan Taschew sei, berief mich auf eine zufällige große Ähnlichkeit, durch die die Komtesse getäuscht worden sei," entgegnete Erken. „Mir ist diese Lüge hart genug geworden, das wirst du begreifen. Aber mir blieb keine andere Wahl, wenn ich nicht meine Mission hier gefährdet, womöglich gar beendet sehen wollte."

„Und sie hat dir geglaubt?"

„Allem Anschein nach ja. Sie gab ja dem Herzog ihr Jawort. Ich vermied selbstredend nach Möglichkeit, mit ihr zusammenzukommen. Die wenigen Male, wo ein Zusammentreffen unvermeidlich war, tat sie niemals desgleichen, als ob sie an meiner Versicherung, ich sei nicht Iwan, sondern Joachim von Erken, zweifelte."

Wasil drückte die Hand Erkens, die er noch immer in der seinen hielt. „Armer Kerl..., mußtest deine Liebe der Pflicht opfern."

„Warum verlangt die Pflicht von mir mehr als von jedem andern?" stöhnte Joachim.

„Du wirst überwinden und die Wunde wird vernarben," suchte Wasil den Rittmeister zu trösten, obwohl er selbst empfand, wie schwach in dem Augenblick der Trost war.

Joachim schüttelte langsam den Kopf. „Es gibt nicht nur Wunden, sondern auch Gedanken, von denen man sich nie wieder erholt."

Eine Minute lang blieb er unbeweglich und versunken. Dann kam in seine Augen ein hartes, kaltes Glänzen. „Aber nun rasch in den Sattel, Gregor!" Er knöpfte rasch die Uniform etwas auf und holte ein zusammengefaltetes Papier hervor. „Das Papier enthält die Hauptpunkte aus dem Memorandum der Französischen Regierung."

In diesem Augenblick wurde jemand, ohne daß die beiden es ahnten, Zeuge ihrer weiteren Unterredung... Prinzessin Amalie war unbemerkt in den Wintergarten gekommen, und als sie die beiden Offiziere in eifrigem Gespräch erblickte, war ihre Neugierde erweckt. Durch ein Lorbeergebüsch gedeckt, hatte sie sich ganz nahe zu den beiden herangeschlichen, so daß sie durch die Blätter des Busches alles beobachten und hören konnte. Sie sah mit offensichtlichem Befremden, wie Erken ein Papier aus seiner Uniform hervorzog... ein Papier, das wie ein Brief aussah.

„Besorge es gut, mein Geschick liegt in deinen Händen," sagte der Rittmeister, indem er Gregor das Papier überreichte.

„Verlasse dich auf mich," antwortete Wasil und steckte das gefährliche Papier zu sich. Erken reichte ihm die Hand. „Leb wohl, Gregor... Gott mit dir!"

„Leb wohl!"

Joachim verließ rasch den Wintergarten.

Wasil zögerte noch einen Augenblick zu gehen, denn eben jetzt erschien ein Diener mit einem Tablett, auf dem gefüllte Champagnergläser standen, um Gästen, die sich vielleicht hierher zurückgezogen hatten, eine Erfrischung anzubieten.

„Warte er ... ein Glas Champagner zur Stärkung könnte nichts schaden." Gregor ergriff ein Glas und leerte es in einem Zug. „Ah... das tut gut!" Und er langte nach einem zweiten Glas und leerte es wieder auf einen Zug.

Amalie stand lächelnd vor ihm. „Wohl bekomm's, Herr Oberleutnant".

Gregor von Wasil erschrak, daß er sich beinahe verschluckte. Rasch stellte er das Glas auf das Tablett des wartenden Dieners, dieser verschwand lautlos wie er gekommen war.

„Verzeihung, Hoheit... ich wollte nur...," stotterte der Oberleutnant, durch das plötzliche Erscheinen der Prinzessin arg verwirrt.

Amalie Anna bot Wasil ein bißchen fahrig die Hand zum Kuß und begann in ihrer lebhaften, temperamentvollen Art zu plaudern, ganz harmlos, über gleichgültige Dinge und mit keinem Ton verratend, daß sie innerlich darauf brannte, zu erfahren, was es mit dem Brieschen für eine Bewandtnis habe, das Erken dem Oberleutnant zugesteckt hatte.

Gregor von Wasil war bei dieser Unterhaltung nicht sehr wohl zumute. Die Ungewißheit, ob die Prinzessin vielleicht etwas von dem Gespräch zwischen ihm und Joachim gehört hatte, ob sie schon länger sich im Wintergarten aufhielt oder ob sie erst gekommen war, als sich Erken schon entfernt hatte, machte ihn unsicher. Und so bat er bei der ersten schicklichen Gelegenheit, sich verabschieden zu dürfen.

„Ich bitte vielmals um Entschuldigung, aber der Dienst ruft mich."

Die Prinzessin setzte eine spöttische Miene auf. „Wohl ein „Freundschaftsdienst"?"

„Wie meinen Hoheit das?" fragte Gregor von Wasil betreten.

„Ich meine, Sie besorgen für Ihren Freund Erken eine Bestellung", antwortete sie ironisch, und ihr Blick ruhte forschend auf ihm, fast ungeduldig über die unverkennbare Verstellung Wasils.

„Eine Bestellung? Nicht daß ich wüßte ..." verwirrt brach er ab.

Amalie war diese Verwirrung nicht entgangen. „Lieber Wasil, da hilft kein Leugnen. Ich habe selbst gesehen, wie er Ihnen ein Brieschen gab. Er legte es Ihnen ganz besonders ans Herz und ich hörte noch, wie er sagte: sein ganzes Geschick hänge davon ab, daß es in die richtigen Hände komme."

Der Oberleutnant schwieg. Das Herz schlug ihm bis zum Hals. Er hatte das unbestimmte Gefühl, die Prinzessin wisse alles. Gedehnt, als suche er irgendwie Zeit zu gewinnen, sagte er: „Und Hoheit glauben, daß dieses Papier ..." Mehr vermochte er nicht zu sagen. Die Worte blieben ihm in der Kehle stecken.

Die Prinzessin wurde etwas erregt, sie stieß in der aufwallenden Eifersucht hastiger hervor als sie wollte: „Für eine Dame bestimmt ist und Sie sollen das Brieschen besorgen. Habe ich es erraten?"

Diese Wendung gab ihm sein Gleichgewicht und seine Sicherheit wieder. Eine Last fiel ihm von den Schultern. Er lächelte. „Ich bewundere den Scharfsinn Ew. Hoheit." Aber er empfand unwillkürlich, wie banal diese Phrase war.

(Fortsetzung folgt.)

# Das Mädchen mit den goldenen Schuhen.

Burmanisches von G. W. Brandstetter.

Der burmanische Steuermann des Dampfbootes, das den Irawadi hinauffuhr, hatte gerade nichts zu tun. Und da er sah, daß der einzige weiße Fahrgast sich langweilte, so hielt er die Gelegenheit für günstig, sich durch eine Geschichte ein paar Annas zu verdienen:

Da hinten — sagte er und wies mit dem Finger irgendwohin uferwärts — liegt Mangin, Sahib, und da trug sich im vorigen Jahr eine Geschichte zu. Das Ding hieß Mina und war Kindermädchen beim Distriktskommissar. So an die zwei Jahre, und die Memsahib mochte sie leiden, sprach mit Mina mehr, als es die weißen Frauen sonst mit uns tun. Und einmal beim Aufräumen kramte sie ein Paket hervor, das war in Seidenpapier gewickelt, und sie hielt es ganz behutsam in der Hand. Dann machte sie es auf, und Mina sah ein Paar goldene Schuhe mit hohen Absätzen, fein und schmal, wie die weißen Frauen sie zum Tanzen anziehen. Und die Memsahib sagte Mina, die Schuhe hätte sie getragen, als sie in Rangoon unten den Sahib kennen lernte, und er hätte sie gleich lieb gehabt und bald darauf geheiratet. Und deshalb hielte sie die Schuhe so in Ehren. Die Mina aber dachte, wenn sie doch auch nur so ein Paar goldene Schuhe haben könnte, dann würde sie — davon war sie ganz fest überzeugt — auch bald den Mann finden wie die Memsahib.

Bald darauf wurde der Sahib nach England versetzt. Und weil das so üblich ist, verschenkte die Memsahib alle ihre Sachen, die sie hier getragen hatte, an ihre Dienerinnen. Nur die Schuhe wollte sie behalten, doch als sie die großen Augen sah, die Mina machte, so voller Sehnsucht und Kummer, da schenkte sie ihr die goldenen Dinger. Und die Mina war so glücklich, daß sie beim Abschied von der Memsahib gar nicht weinte.

Sie kam nach Mangin zurück, wo sie zu Hause war, und das ganze Dorf wußte gleich von den goldenen Schuhen. Es dauerte auch keine acht Tage, da wollte schon einer die Mina heiraten. Das war der Dorfälteste, und er hätte Minas Großvater sein können. Der sagte den Eltern, er allein wäre würdig, die Frau mit den goldenen Schuhen zu besitzen, und die Jungen im Dorf sollten sich ja nicht um Mina kümmern, sonst ließe er jeden einsperren.

Der Mina war der Alte natürlich nicht recht. Wenn der Dorfälteste auch viel Geld besaß, so wollte sie doch einen jungen Mann. Da war einer, der hieß Dolah, hatte schon zwei Tiger getötet und gefiel der Mina recht gut. Aber die Eltern sagten: „Du heiratest in vier Wochen den Dorfältesten!" Damit war die Sache erledigt.

Nun wollte die Mina, so lange sie nicht verheiratet war, noch ein paarmal mit ihren goldenen Schuhen prunken, ohne daß der Dorfälteste dabei sein sollte. In Paluko drüben gab es gerade ein Fest, und so hängte sich Mina die goldenen Schuhe an den Gürtel und ging morgens mit ein paar anderen Mädchen durch die Dschungel hinüber nach Mangin.

Dort zog sie die Schuhe an und tanzte darin. Und alle rissen das Maul auf vor Staunen, weil die Schuhe blitzten und funkelten, wenn ein Sonnenstrahl darauf schien. Das gefiel den Männern, und die Mädchen und Weiber machten dumme Gesichter. Mina sah das alles, aber am meisten Spaß hatte sie, als auch Dolah, der Tigertöter, kam und sie mit den Augen auffraß.

Dann dachte sie wieder an ihren Dorfältesten und wurde traurig. Sie wollte nach Hause, aber es war noch früh am Abend, und die anderen Mädchen hatten keine Lust. Da sagte sie: „Dann gehe ich eben allein." — „Vorsicht", warnte einer, „gerade jetzt steht der Tiger aus dem Lager auf. Du solltest warten, bis die anderen mitgehen." Doch Mina wollte nicht, zog die goldenen Schuhe aus und ging.

Doch dann kam gleich ein Mädchen aus Mangin hinter ihr hergelaufen: „Ich gehe mit." So liefen sie zusammen durch den Busch und kamen in die Dschungel.

Da blieb das andere Mädchen, es hieß Hari, plötzlich stehen: „Gib mir jetzt die Schuhe, Mina! Du brauchst sie nicht mehr. Du hast ja einen Mann." Doch Mina wollte nichts davon wissen, denn sie war stolz auf die Schuhe, die sonst nur Memsahibs tragen dürfen, und dann dachte sie, vielleicht brauchte sie die Dinger noch einmal, wenn ihr Dorfältester bald sterben sollte. „Nein, nein", sagte sie also, „meine goldenen Schuhe bekommst du nicht."

Sie war stehen geblieben und wollte nun weiter gehen. Doch da riß ihr Hari die Schuhe vom Gürtel und lief davon. Und weil die Dinger so schmal und klein waren und Mina den ganzen Tag darin getanzt hatte, so taten ihr jetzt die Füße weh und sie konnte nicht so schnell laufen wie Hari. Da blieb sie stehen und weinte.

„Mina", sagte auf einmal einer hinter ihr, „Mina, laß sie laufen, die dumme Hari, und komm schnell mit mir. Denn der Tiger ist wach geworden." — „Meine Schuhe!" schrie aber Mina, „meine goldenen Schuhe! Ich darf ohne sie nicht nach Hause kommen. Der Dorfälteste wird mich schlagen." — „Unsinn", sagte Dolah — er mußte wohl den ganzen Weg hinter den Mädchen hergegangen sein — und packte sie um die Hüfte, „komm mit! Was brauchst du den Dorfältesten und die goldenen Schuhe, wenn ich dich haben will?" Da wehrte sich Mina nicht mehr, und sie liefen aus der Dschungel.

Ja, und nun wird die Sache traurig, Sahib. Denn am anderen Morgen mußten die Eltern dem Dorfältesten sagen, daß Mina nicht nach Hause gekommen war. „Ach", stöhnten sie, „und die Schuhe fehlen auch! Wenn nur der Tiger sie nicht gefressen hat!" Da nahm der Dorfälteste seinen alten Säbel und seine Flinte und lief in die Dschungel. Er wollte wenigstens die goldenen Schuhe retten, denn die konnte der Tiger nicht gut gefressen haben.

Er fand sie auch wirklich. Sie lagen fast nebeneinander im Dickicht und waren ein wenig mit Blut bespritzt.

Ich denke mir, Sahib, der Dorfälteste wird nicht viel Zeit gehabt haben, sich die goldenen Schuhe anzusehen. Sicher hat ihn der Tiger dabei überrascht.

Denn als die Männer aus Mangin zwei Tage später eine Treibjagd auf den Tiger machten, weil auch der Dorfälteste nicht zurückgekommen war, da fanden sie seine Flinte und seinen Säbel neben den goldenen Schuhen liegen. „Arme Mina!" sagte einer dabei.

Da erfuhren sie erst von Dolah, der mit bei der Treibjagd war, daß Mina in seiner Hütte saß und auf die Hochzeit mit ihm wartete. „Arme Hari!" sagten sie deshalb und keiner hatte etwas dagegen einzuwenden, daß Dolah die goldenen Schuhe an sich nahm, die doch seiner Mina gehörten.

---

# Der Traum des Königs.

Skizze von Max Geißler.

An einem stürmischen Herbstmorgen richtete sich Ludwig XVI. auf seinem Lager auf und schaute sich betroffen um. Was war das gewesen? Hatte er nicht im Schlafe gestöhnt? Er faßte sich an die Stirn und fühlte, daß sie mit Schweiß bedeckt war. Dann griff er nach der Tabaksdose und nahm eine kräftige Prise. Aber auch davon wurde das Traumbild nicht klarer; er besann sich nur, daß er den Tod gesehen hatte, der das Gesicht eines Menschen trug. Welches Menschen? Er konnte sich nicht entsinnen. Aber es fiel ihm ein, daß der Graf Cagliostro einmal zu ihm gesagt hatte: „Im Schlaf erhebt sich der Geist zu unbekannten Welten, und im Traume lesen die Augen im Buche des Schicksals." Das war solch eine wunderliche Weisheit, wie sie Cagliostro aus morgenländischen Büchern aufzulesen pflegte. Je nun . . .

Der König ließ sich von seinem Kammerdiener ankleiden und befahl, Cagliostro zu rufen.

Während er noch frühstückte, trat der Graf und Wundermann ein. Ludwig berichtete, was ihm von dem Traume noch im Gedächtnis geblieben war.

„Entsetzen Sie sich nicht, Sire", sagte Cagliostro, „Sie werden noch viele Jahre zum Segen Ihres Landes leben. Aber im Laufe dieses Tages begegnen Sie dem Menschen, dessen Maske sich der Tod aufgesetzt hatte. Sie erkennen ihn jedoch nicht."

Der König nahm eine Prise. „Höchst seltsam! Nun gut, Ihr werdet mich heute begleiten, Cagliostro, und es mir sagen, wenn wir jenen Menschen treffen."

„Sehr wohl, Sire. Aber ich darf in diesem Falle nur auf Ihre Fragen antworten — entweder mit Ja oder mit Nein."

„Meinetwegen!"

Der König hielt Empfänge ab, der Graf blieb immer in seiner Nähe. Es kam ein Höfling mit brutalem Gesicht. „Ist es dieser?" fragte Ludwig. — „Nein, Majestät." — Der dicke Leibarzt erschien. „Ist es dieser?" — „Oh nein, Majestät?" So oft der König fragte, immer kam die gleiche Antwort.

Am Vormittag fuhr man zu einer Prüfung der Studierenden in die Hohe Schule. Ludwig war reichlich gelangweilt; er kreuzte die Hände über dem Bauch, oder er schnupfte, dann ließ er die dicke Bourbonenlippe wieder hängen. Nur einmal belebten sich seine Züge — das war, als ein Student der Rechte hinter das Rednerpult trat, fast noch ein Knabe, aber mit einem fuchsschlauen Gesicht, einer Stülpnase und mächtigem Unterkiefer. In seinem Äußeren gewöhnlich. Ungewöhnlich aber war, was er sagte; blitzend in der Schärfe der Gedanken und von einer Bildhaftigkeit des Wortes, die den König aus seinen Dämmerungen rüttelte. „Bravo!" rief er, als der Student geendet hatte. „Du wirst einmal ein tüchtiger Advokat werden, mein Sohn." Damit trat Ludwig auf den jungen Menschen zu und wollte ihm die Hände auf die Schultern legen. Aber der Student wich unauffällig aus.

Der Tag verging. Abends versammelte sich eine nicht gar große, aber gewählte Gesellschaft im Spielsaale des Schlosses. Auch die Königin war gekommen. Ludwig ergriff die Gelegenheit, mit Cagliostro zu sprechen. „Na", sagte er lachend, „wie steht das — sind wir jenem Menschen aus dem Traum begegnet?"

„Ja, Sire."

„Und Ihr habt es mir nicht gesagt?"

„Sie haben mich nicht gefragt, Majestät: Ist es dieser? Nur mit Ja oder Nein durfte ich antworten."

Verärgert wandte sich der König ab und zeigte ihm fortan die kalte Schulter. Aber einmal an diesem Abend mußte er sich doch wieder an ihn wenden. So über die Achsel hinweg sagte er: „Die Königin wünscht zu wissen, wer der junge Mann war, der heute in der Schule Louis le Grand die funkelnde Rede hielt. Kennt Ihr ihn, Cagliostro?"

„Ja, Sire" — es war der, dessen Bild der König im Traume gesehen — „Maximilian de Robespierre!" verkündigte der Graf mit metallischer Stimme.

Bei diesem Namen erzitterte niemand. Aber siebzehn Jahre später fiel der Kopf Ludwigs XVI. auf Befehl des Bürgers Robespierre unter dem Messer der Guillotine.

## Kleines Zukunftsbild.

Seit kluge Köpfe uns bedienen
Und jegliche Erfindung glückt,
Macht man halt alles mit Maschinen —
Und wer sich anstrengt, ist verrückt.
Das Klügste aller Weltgeschöpfe
Fügt Apparat zu Apparat,
Von früh bis abends drückt's auf Knöpfe,
Und schon wird jeder Wunsch zur Tat.

Genau zur Stunde weckt der Wecker,
Und 'ne Maschine zieht dich an,
'ne andre spielt bereits den Bäcker,
Eh' der Kaffee ins Töpfchen rann.
Derweil, die Zwischenzeit zu nutzen,
Wird dir — elektrisch warm und kalt
Ein Apparat die Zähne putzen,
Den du dir vor den Mund geschnallt.

Rasch hat das Flugzeug hingefunden,
Wo du der Arbeit Ehren pflückst.
Und dein „Beruf"? Daß du drei Stunden
Auf irgendwelche Knöpfe drückst.
So setzt du ohne Überlegung,
Bis der Verstand im Hirn gefriert,
Halt irgend etwas in Bewegung,
Das irgend etwas produziert.

Und automatisch — nach Bewährung —
Erhöh'n sich die Gehälter dir.
Du fährst nachhause. Zur Ernährung
Dient ein mechanisches Klystier.
Und willst du schließlich ruhen wollen
Im mondbeglänzten Kämmerlein,
Kommt — automatisch — schon auf Rollen
Mit Schlaf-Musik dein Bett herein.

Diogenes.


## Bunte Chronik


* **Internationaler Konflikt um einen Esel?** In Genf ist soviel von Völkerversöhnung die Rede, daß man hoffen darf, der bedauerliche Zwischenfall, der sich kürzlich in Tanger ereignete, wird nicht gleich zu einem neuen Kriege führen. Wollte da ein eingeborener Diener des amerikanischen Konsuls auf Eselsrücken den Strand auf- und abpromenieren. Die Polizeivorschriften verbieten ein derartiges Verhalten. Deshalb trat ein Schutzmann dem Esel in den Weg: „Links um kehrt! Hier wird nicht geritten." Jeder Araber hat ein großes Maul; wenn er aber noch dazu Diener eines Amerikaners ist, kennt seine Einbildung keine Grenzen. Der Eselreiter machte also nicht kehrt, sondern schlug dem Polizisten die Faust auf die Nase. Das braucht sich ein Schutzmann selbst vom Diener eines amerikanischen Konsuls nicht gefallen zu lassen. Also packte der Polizist den Araber am Kragen, den Esel am Halfter und brachte beide zur Wache, wo sie eingesperrt wurden. Nun mischte sich aber Mister Blake, der Konsul, in die Angelegenheit. Er wollte seinen Esel nebst Diener wieder haben und verlangte außerdem die Maßregelung des Schutzmannes, der die Vereinigten Staaten in Gestalt des Grauohrs beleidigt haben sollte. Die Polizeiverwaltung wies das Ansinnen zurück, weil der Schutzmann sich korrekt verhalten hatte. Daraufhin lief der Amerikaner zum Mendub, dem Vertreter des Sultans von Marokko und Vorsitzenden des internationalen Stadtparlaments von Tanger, und forderte sein Recht. Gleichzeitig drohte er, die amerikanischen Staatsangehörigen in Tanger bewaffnen zu wollen, um die Achtung vor dem Vertreter der Vereinigten Staaten zu erzwingen. Er sagte dabei freilich nicht, ob er damit den Esel, sich selbst oder den Diener meinte. Der Mendub ließ sich aber nicht einschüchtern und wies die Klage des Mister Blackwell ab. Was nun wird, weiß kein Mensch. Der Esel aber, der unschuldige Anlaß zum Konflikt, fühlt sich vor der internationalen Futterkrippe ganz wohl.


## Lustige Rundschau


### Der Beweis.



„Aber Junge, du hast dich doch schon wieder nicht gewaschen!"

„Doch, Mutt, sieh dir nur das Handtuch an!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.